GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Intersektionalität im nationalen Strafraum : Race, Gender und Sexualität und die deutsche Nationalmannschaft

Dietze, Gabriele

2012

https://doi.org/10.25595/1152

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dietze, Gabriele: *Intersektionalität im nationalen Strafraum : Race, Gender und Sexualität und die deutsche Nationalmannschaft* , in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 30 (2012) Nr: 1, 53-65. DOI: https://doi.org/10.25595/1152.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-2012-0106

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Gabriele Dietze

Intersektionalität im nationalen Strafraum: *Race*, Gender und Sexualität und die deutsche Nationalmannschaft[1]

In allen Ländern, in denen Fußball der führende Sport ist, erlangen die jeweiligen Nationalmannschaften höchsten Symbolwert in der nationalen Erzählung. Dieser Zusammenhang zeigt sich besonders dort, wo Stolz auf die Nation diskreditiert war, wie es in Deutschland nach dem Holocaust der Fall gewesen ist. Der Gewinn der Weltmeisterschaft 1954, das so genannte *Wunder von Bern*, bekam deshalb im deutschen kollektiven Unbewussten einen geradezu mythischen Stellenwert. Es half nicht nur dabei, ein neues Selbstwertgefühl – „wir sind wieder wer" – zu entwickeln, sondern die Tatsache, dass das Ausland sich gezwungen sah, wieder einer deutschen Leistung zu applaudieren, kühlte die Wunden der (kollektiv)-schuldverstrickten postfaschistischen Generation.[2] Vom Team mit dem sprechenden Namen „Nationalmannschaft" (man vergleiche Seleçao – Brasilien, Les Bleus – Frankreich, Squadra Azzura – Italien, Bafana Bafana – Südafrika, Die Löwen – Kamerun) wurde erwartet, die Nation zu repräsentieren, zu verkörpern und zu zelebrieren (Dembowski / Bott 2006, 233). Dabei war implizit selbstverständlich, dass diese nationalen Sportler männlich, weiß und deutsch im Sinne der Zugehörigkeit zur „Volksgemeinschaft" sein mussten.

Interessanterweise wurde der Frauenfußball, der sich seit den fünfziger Jahren erneut konstituiert hatte, ein Jahr nach der Weltmeisterschaft 1955 vom Deutschen Fußball Bund (DFB) mit der Begründung verboten, er beschädige weibliche Anmut und Seele und die Zurschaustellung weiblicher Körper verletze Sitte und Anstand.[3] Damit wurden sämtliche Plätze von im DFB organisierten Vereinen gesperrt und Frauen konnten nur noch auf wenigen kommunalen Fußballfeldern spielen. Diese Maßnahme steht im Zusammenhang mit den rigid arbeitsteiligen Geschlechterregimen mit Kleinfamilie und männlichem Alleinverdiener, die sich vor allem im Westen nach dem Zweiten Weltkrieg wieder durchsetzten. Insbesondere wurde die Figuration der Hausfrau und Mutter in Werbung und Kulturindustrie glorifiziert. Für die USA hat Betty Friedan diese alt / neue Häuslichkeit in dem Weltbestseller *The Feminine Mystique* (Friedan 1963) kritisch dargestellt

1 Ich danke Juliane Lang und Tamar Rapoport für vielfältige Diskussionen und Literaturhinweise.

2 Dabei wären Kontinuitäten insbesondere über den Teamchef Sepp Herberger, früheres NSDAP Mitglied und Reichstrainer seit 1938, unübersehbar gewesen (Mikos 2008; Peiffer / Schulze-Marmeling 2008).

3 Zitiert in Vetten (o. D.).

und damit einen ersten Weckruf für einen neuen weißen Mittelklassefeminismus gestartet. Friedans „Weiblichkeitswahn" – so der deutsche Titel – kritisierte die Reduzierung von Frauen auf die Hausfrauen- und Mutterrolle und machte sich für das Recht auf weibliche Berufstätigkeit stark. Als zu Beginn der siebziger Jahre auch in Deutschland die Neue Frauenbewegung Einfluss gewann, wurde das Verbot von Frauenfußball durch den DFB wieder aufgehoben.

Warum aber kann die Nation durch männliche Spieler verkörpert werden, während weibliche Spielerinnen, auch wenn sie sonst alle Kriterien des „richtigen" Deutschseins erfüllen, dazu nicht geeignet sind? Interessante Antworten dazu kommen aus der Allegorie-Forschung der feministischen Kunstgeschichtsschreibung (Warner 1985; Wenk 1996): Die Figuration Frau kann die Nation darstellen, aber sie kann sie nicht „sein". Sie steht wie die heroische Fahnenträgerin im Revolutions-Gemälde von Delacroix *La Libertée Guide le Peuple* für das Allgemeine und nicht für sich. So viele Germania- oder Helvetia-Skulpturen aus Marmor und Granit in Parks oder Alleen auch herumstehen mögen, keine Frau aus Fleisch und Blut kann die Nation verkörpern, jedenfalls nicht im Mannschaftssport. Denn dieser ist, wie weiter unten ausführlicher erläutert werden wird, das zentrale soziale Feld, in dem Männlichkeit konstruiert wird.

Intersektionen von Lokalität, Gender und Race

Männliche Spieler konnten die Nation verkörpern, jedoch war das an Bedingungen gekoppelt. Sie mussten ihren Wohn- und Arbeitsort in Deutschland haben. So genannte „Legionäre", d.h. Spieler, die wie Günter Netzer oder Bernd Schuster in den siebziger und achtziger Jahren für wesentlich höhere Gehälter etwa in Spanien spielten, galten als geldgierig und unpatriotisch. Zum Beispiel wurde der talentierte und in Spanien bei *Real Madrid* spielende Günter Netzer vom damaligen Bundestrainer Helmut Schön gezwungen, die Weltmeisterschaft 1974 überwiegend von der Ersatzbank aus zu verfolgen (Joel / Schütt 2004, 183). Dieses Misstrauen gegenüber im Ausland spielenden Deutschen findet eine Parallele in der (rechten) Polemik gegen antifaschistische Politiker wie Willy Brandt und Herbert Wehner, die nach dem Krieg aus dem Exil zurückgekehrt waren und wegen ihrer Abwesenheit ebenfalls mit dem Verdacht leben mussten, nicht patriotisch genug zu sein.

Diese *politics of location*, um hier leicht verfremdet den postkolonialen Terminus zu gebrauchen, verlor allerdings an Bedeutung in der Weltmeisterschaft von 1990 in Italien, wo fünf „Legionäre" – Jürgen Klinsmann, Rudi Völler, Andreas Brehme, Lothar Matthäus und Thomas Berthold – Stars des Teams wurden und für dreizehn der fünfzehn Tore verantwortlich waren. Deutschland war frisch wiedervereinigt und Exportweltmeister und insofern schien ein vorsichtiger Kosmopolitismus angebracht. Der betraf allerdings nur weiße Spieler. Nicht-weißen Spielern mit

deutscher Staatsbürgerschaft wurde der repräsentative Status, die Nation verkörpern zu können, verweigert. Erwin Kostedde und Jimmy Hartwig, der Sohn eines afroamerikanischen Soldaten, wurden zwar einige wenige Male als Nationalspieler nominiert, aber immer wieder mit rassistischen Beschimpfungen konfrontiert, etwa dem erstaunten Unglauben, wie man mit schwarzer Haut denn „deutsch" sein könne. Jimmy Hartwig erinnert sich an eine bezeichnende Reaktion:

> *Als ich in Irland und Island meine beiden A-Länderspiele gemacht habe und wir in Frankfurt mit der Nationalmannschaft gelandet sind, begrüßte uns DFB-Präsident Hermann Neuberger. Wir standen in einer Reihe, und direkt vor mir hat Neuberger den Sepp Maier und den Bernd Cullmann umarmt und dann direkt nach mir dem Bernd Schuster herzlich die Hand geschüttelt. Ich stand dazwischen und war Luft für ihn.* (von Becker 2010)

Im Jahr 1979 hatte also der der DFB-Präsident keine Hemmungen, öffentlich einen nicht-weißen deutschen Spieler respektlos zu behandeln. Hier kommt ein Moment der Intersektionalität von *Race* und Staatsbürgerschaft zum Tragen, das Ina Kerner ein spezifisch deutsches Konzept von „ethnisierter Staatsbürgerschaft" nennt (Kerner 2009). Nicht-weiße Spieler waren nicht als Deutsche vorstellbar. Die Konstruktion deutscher Identität durch die Nationalmannschaft ging damit über mehrere Grenzziehungen von statten: Geschlecht, Wohnort und Hautfarbe.[4] Ein Mann hatte von Deutschen abzustammen und dort zu leben, wo die Mehrheit der Deutschen lebt.

Eva Kreisky hat eine Anthologie über Fußball und Geschlecht *Arenen der Männlichkeit* (Kreisky / Spitaler 2006) genannt, wobei sie neben der Mannschaft auch Stadien und Zuschauer einbezieht. Die in der deutschsprachigen Literatur sehr produktive Kombination von Fußball und Maskulinitätsforschung lehnt sich in der Regel an Raewyn Connells Konzept der „hegemonialen Männlichkeit" und Pierre Bourdieus Überlegungen zu „Männlicher Herrschaft" an. Bourdieu ist der Ansicht, dass Maskulinität in Anerkennungsritualen von Männer*gruppen* und -bünden konstruiert wird. In der Schrift *Männliche Herrschaft* argumentiert er, dass in so genannten „ernsten Spielen" (Bourdieu 1997, 153–218), wie Gladiatorenkämpfen oder Ritterturnieren (heutzutage Skispringen oder Autorennen), Männlichkeit durch bewusstes Eingehen eines Todesrisikos erworben wird (vgl. auch Baudrillard 2004). Wichtig dabei ist, dass dieser Mannbarkeitsbeweis in Anwesenheit einer Gruppe „ehrgleicher" Männer stattfindet und von diesen Anerkennung erhält.

[4] Intersektionalität von Gender, *Race* und Sexualität im Fußball wird erst seit jüngerer Zeit in der Forschungsliteratur zum Thema gemacht, siehe Schwenzer (2005), Müller (2009), Sülzle (2011). Allerdings gibt es eine reiche Literatur zu Einzelaspekten wie Rechtsextremismus, Rassismus oder Migrationsfeindlichkeit und Antisemitismus, siehe z.B. Dembowski / Scheidle (2002), Blaschke (2011 und 2008), Gebhardt (2011). Literatur zu Homophobie ist schon spärlicher vertreten, siehe z.B. Dembowski (2011), Leibried / Erb (2011), Walther-Ahrens (2011). Zu Sexismus als Grundstruktur, siehe Dembowski / Scheidle (2002), Hagel / Wetzel (2005).

Von diesem Drehpunkt aus argumentieren Bourdieu und vor allem Baudrillard, dass Frauen nicht als Akteure (in unserer Fragestellung als Verkörperung der Nation) angesehen werden können. Diese Schlussfolgerung steht in der Nachfolge der strukturalen Anthropologie von Claude Lévi-Strauss, die in der Institution des „Frauentauschs" ein zentrales Vehikel menschlicher Soziabilität sieht (Lévi-Strauss 1995). Frauen werden zwischen fremden Familien und Stämmen *getauscht*, weil sie aufgrund der zentralen Bedeutung von Blutsverwandtschaft diejenigen Medien sind, über die Frieden und Vermögen gesichert werden.

Die feministische Theoretikerin Gayle Rubin nahm diesen von Lévi-Strauss entwickelten Zusammenhang als Anlass, gegen eine Vorstellung von einer „natürlichen" Unterlegenheit des weiblichen Geschlechts zu argumentieren. Frauen seien diskriminiert, weil sie zu Objekten einer sozialen Interaktion von Männern werden, die sich ihre Gebärfähigkeit zunutze machten. Damit führt sie die Kategorie „Gender" ein, die Geschlecht als sozial konstruiertes Verhältnis beschreibt, das nicht von Natur, sondern von unterschiedlichen, machtasymmetrischen „Sex-Gender-Systemen" determiniert ist (Rubin 2006). Daraus ergibt sich, dass Frauen zwar getauscht / geschenkt werden können, aber sich nicht selbst tauschen / verschenken können. Frauen können in ernsten Spielen nur Trophäen, aber niemals Akteurinnen sein. Liest man Nationalmannschafts-Fußball in diesem Zusammenhang als ernstes Spiel (Klein / Meuser 2008)[5], so wird die Nominierung von (weißen, einheimischen) und damit „ehrgleichen" Männern zu Nationalspielern zum Verfahren zur Ermittlung des „nationalen Körpers".

Dem eben skizzierten Zusammenhang könnte entgegengehalten werden, dass kulturanthropologische Argumente wie sie von Lévi-Strauss und in diesem Fall auch Bourdieu vorgetragen werden, die Tendenz haben, unhistorisch zu sein und neuere Entwicklungen außer Acht lassen. Es könnte eingewandt werden, dass die deutschen Spielerinnen der Frauenfußballweltmeisterschaft 2011 in Deutschland sehr wohl die Nation repräsentiert wie auch verkörpert hätten. Und in der Tat hatte sich um das Turnier eine nationale Eventkultur mit Fähnchen und Blumengirlanden in den nationalen Farben entwickelt. Zwei Elemente allerding sprechen gegen die Diagnose eines qualitativen Sprungs im Geschlechterverhältnis. Zum einen wurden Spielerinnen in vielen Medien, z.B. im *Kicker*, der *BILD* und im *Playboy* über die Attraktivität ihrer weiblichen Attribute inszeniert (Wöhler 2011), was sie über die Frage – attraktiv für wen? – in die Tradition des Frauentauschs stellt. Und zum anderen ist Heterosexualität, wie weiter unten entwickelt werden wird, ein zentral notwendiges Attribut der Zugehörigkeit zur Nation (Dhiawan /Varela 2011). Nun war öffentlich die Homosexualität einiger Spielerinnen der Nationalmannschaft bekannt (Walther / Ahrens 2011, 106 f).

[5] Zu Fußball als „ernstem Spiel", siehe auch Meuser (2008). Meuser konzentriert sich hier auf die Konstruktion „männlicher Herrschaft" im Fußball und weniger auf mein Anliegen, nämlich der Konstruktion eines *nationalen* männlichen Körpers

Neue Diversität in der Nationalmannschaft

In der Sportwissenschaft spricht man vom europäischen Fußball wegen der Internationalität der Teams von einer „Avantgarde of Globalization" (Miller / Geoffrey u.a. 2001). Wie im restlichen Europa ist auch in Deutschland die Internationalität der Mannschaften in den Ligen eine akzeptierte Selbstverständlichkeit. Das heißt aber nicht, dass Multikulturalität in der Nationalmannschaft akzeptiert wäre. Obwohl inzwischen ein Fünftel der deutschen Bevölkerung einen so genannten Migrationshintergrund hat und sehr viele ausgezeichnete Nachwuchsspieler mit türkischen, arabischen und afrikanischen Wurzeln in den Jugendnationalteams spielen, hat sich diese Tatsache lange nicht in der Nominierungspolitik der deutschen Bundestrainer niedergeschlagen.

Die Verschwendung von Talenten erschloss sich erst, als das in der Gesamtheit abstammungsdeutsche Team in den neunziger Jahren bei internationalen Turnieren immer schlechter aussah und vom Publikum zuletzt als „Rumpelfüßler" tituliert wurde. Jetzt fiel den Offiziellen des DFB auf, dass die meisten der talentierten jungen Spieler mit migrantischen Wurzeln, obwohl in Deutschland geboren, wegen jahrelanger Versäumnisse in der Zuwanderungspolitik keine deutsche Staatsbürgerschaft hatten und deshalb bei den Nationalmannschaften der Länder, aus denen ihre Eltern oder Großeltern gekommen waren, spielten.[6]

Damit war die Zeit gekommen, zu „modernisieren" und „Multikulturalismus" im Nationalmannschafts-Fußball zu entdecken. Der DFB benannte nach einer besonders unrühmlich verlaufenen Europameisterschaft den „Legionär" Jürgen Klinsmann, der in Italien, England, Frankreich, Monako und den USA gespielt hatte, zum Bundestrainer. Das deutsche Aufgebot zeigte eine bislang ungewohnte Diversität. Die Transformation wurde durch zwei Starspieler gemildert, die die Vorstellung von Staatsbürgerschaft als „Abstammungsgemeinschaft" unterstützten. Es waren zwei in Polen geborene, so genannte „deutschstämmige" Spieler, Lukas Podolski und Miroslaw Klose. Irritierender war allerdings die Präsenz nicht-weißer Deutscher wie Patrick Owomoyela, David Odonkor und Gerald Asamoah. So wurde zum Beispiel die Berufung von Patrick Owomoyela von rechter rassistischer Propaganda begleitet. Auf einem Planer der NPD für die Weltmeisterschaft der NPD war Owomoyela ohne Kopf in einem Trikot mit der 15 (seine Rückennummer in der Nationalmannschaft) abgebildet. Der Slogan lautete, „Weiß ist nicht nur eine Trikotfarbe. Für eine echte Nationalmannschaft".

[6] Dass in dieser Frage eine starke Diskursverschiebung stattgefunden hat, kann man daran beobachten, dass inzwischen von Sportjournalisten beklagt wird, andere Nationen, insbesondere die Türkei, würden hoffnungsvolle deutsche Nachwuchsspieler mit Migrationshintergrund abwerben und damit „klauen", um die deutsche Fußballzukunft zu schwächen. Siehe „Nur Herzblut? Kampf um deutsch-türkische Talente" (05.10.2011) und ein Interview mit Erdan Keser, dem Europabeauftragten des Türkischen Fußballverbandes, wo er sich zum Abwerbe-Vorwurf äußert: Griepenkerl (2011).

Auch Gerald Asamoah wurde angegriffen. Auf seine Teilnahme an einer Medien-Image-Kampagne „Du bist Deutschland" im Vorfeld der Weltmeisterschaft reagierte eine rechte Gruppe mit einer rassistischen Karikatur mit der Aufschrift: „Gerald, Du bist nicht Deutschland, du bist BRD." Diese Aussage stellt eine besondere Bezugnahme auf die Nation als Abstammungsgemeinschaft dar. Die Bezeichnung BRD, Bundesrepublik Deutschland, wird hier als seelenloser bürokratischer Organisationsbegriff denunziert, der den Mythos „Deutschland" nicht verkörpern könne, aber für kompromisslerische Integrationspolitik steht.

Beide Spieler verklagten die rechten Gruppen wegen rassistischer Diskriminierung und beide gewannen ihre Prozesse. Die Beispiele zeigen deutlich, dass Spieler, deren Aussehen und Herkunft nicht mit der Vorstellung, was „deutsch" ist, zu korrespondieren scheinen, es in rechten und konservativen Zusammenhängen schwer hatten, als „deutsch" akzeptiert zu werden und damit die Nation repräsentieren zu können.

Für die Mehrheit der Fans allerdings trat die Frage nach der Herkunft und damit einer ethnisierten Staatsbürgerschaft zurück hinter der Feier einer neuen Jugend und einem sich veränderten Konzept von Maskulinität. Während die zuletzt erfolglosen Nationalteams der späten neunziger Jahre und des frühen 21. Jahrhunderts von altmodisch unflexiblen „Hypermaskulinitäten" (Oliver Kahn, Jürgen Kohler) dominiert gewesen waren, war das Image von „Klinsi's Boy Group" (Dembowski / Bott 2006, 233) verspielt, spaßgesteuert und sympathisch. Zudem erwies sich die erste deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel als Fan, der / die burschikos genug war, in der Kabine mit mehr oder weniger bekleideten Spielern öffentlich zu sprechen. Mit der Kanzlerin und den jungen, und auch im Körperbau eher feingliedrigen Spielern fügte sich ein Bild von *female masculinity* zusammen, wie man in freier Anlehnung an das gleichnamige Buch der Queer Theoretikern Judith Halberstam formulieren könnte. Das Jugend-Image und Klinsmanns im Vergleich zu den Vorgängern deutlich demokratischer Teamchef-Stil schuf die Vorbedingung für die Berufung einer größeren Gruppe nicht-abstammungsdeutscher Nationalspieler, denn sie erschienen unbedrohlich und zudem nützlich für die Qualität des Spiels.

Die Nationalmannschaft von 2010 unter Klinsmanns Nachfolger Joachim Löw verhandelte ein anderes Setting von *Diversity*-Problemen als die Mannschaft von 2006, die außer drei Afrodeutschen zwei „Spätaussiedler-Kinder" aufgenommen hatte. Diesmal wurden Spieler, deren Eltern Arbeitsmigranten gewesen waren, getestet, ob sie dem neuen Integrationsdispositiv entsprachen. Spieler mit türkischen (Mesut Özil) und nordafrikanischen (Sami Kedhira) Wurzeln wurden zu Stars, und das Land und seine Kanzlerin erlaubten sich, den jungenhaften Mesut Özil als das freundlich / kindliche Gesicht von „integrierter" Fremde zu „lieben".

Aber wie immer ist es nicht ratsam, politische Rhetorik beim Wort zu nehmen. Die Bundeskanzlerin ließ in der gleichen Woche, in der dieses Foto aufgenommen wurde, verlauten, die multikulturelle Gesellschaft sei „grandios gescheitert",

Mesut Özil jedoch sei ein Beispiel für gelungene Integration.[7] Damit wurde die immer wieder gelobte neue Vielfalt der Nationalmannschaft zu einem Alibi für weiterhin stattfindende innenpolitische Xenophobie.

Der afrodeutsche Spieler Cacao wurde gleichermaßen als Integrationsvorbild gefeiert. Er hatte sogar Einbürgerungskurse an der Volkshochschule belegt. Seine Mitspieler nennen ihn „Helmut", weil er in der Prüfung zur Erlangung der Staatsbürgerschaft nach dem Vornamen des letzten deutschen Bundeskanzlers (Kohl) gefragt worden war. In der amerikanischen *Critical Race Theory* spricht man von modellangepassten „Anderen" auch als *debiasing agents*, die mit ihrer vorbildhaften Integrationsleistung den Weg für weitergehende Akzeptanz ihrer Gruppe bereiten (Kang / Banaji 2006). Mesut Özil und Cacao können somit als Avantgarde verstanden werden, die Idee von Deutschland als Einwanderungsland etwas vertrauter zu machen. Das „gute Gefühl", das um die Diversität der 2010 Nationalmannschaft entstanden war, steigerte sich noch, als Mesut Özil und Sami Khedira zu Starspielern von *Real Madrid* wurden. Das ersparte ihnen Nachfragen bezüglich ihrer Loyalität zur deutschen „Leitkultur" und ihrem Verhältnis zum Islam und erlaubte dem deutschen Publikum, beide aus der Entfernung bewundern zu können.

Heteronormativität und Männlichkeit

Im Unterschied zum zwar immer noch stattfindenden, aber öffentlich kritisierten Rassismus im Fußball scheint Homophobie weitgehend unangefochten zu sein und eine tragende sowie strukturell akzeptierte Rolle zu spielen (Dembowski 2011). Die Abwesenheit von Problembewusstsein auch bei Offiziellen des Deutschen Fußballbundes mag eine Anekdote zum afrodeutschen Nationalspieler Gerald Asamoah erläutern. Als ihn 2007 ein Torwart mit dem Ausspruch „schwarze Sau" beleidigt haben soll und dafür eine Sperre erhielt, erreichte der Torwart vor dem DFB-Sportgericht eine Reduktion der Sperre von sechs Monaten auf drei, indem er aussagte, er habe ihn „schwule Sau" genannt (zit. in Degele / Janz 2011, 26).

Zur Diskussion der Frage, warum Homophobie als weniger schwerwiegend als Rassismus angesehen wurde, ist das bereits erwähnte Modell der „hegemonialen Männlichkeit" von Connell erhellend. Hier wird die Konstruktion von Männlichkeit als ein Aushandlungs- und Abstufungssystem zwischen *unterschiedlichen* Männern begriffen. Hegemoniale Männlichkeit setzt sich von proletarischer und marginalisierter (in unserem Fall nicht-weißer) Männlichkeit ab, bildet aber mit den beiden „unterdrückten" Männlichkeiten eine Komplizenschaft, die aus zwei Elementen besteht. Zum einen ist hier auf die gemeinsame Herrschaft auch der

[7] Siehe „Merkel erklärt Multikulti für ‚gescheitert'" (16.10.2010).

unterdrückten Männer über „ihre" Frauen zu verweisen – Connell nennt das die „patriarchale Dividende" (Connell 1999, 100). Zum anderen konstituiert sich die Komplizenschaft in der gemeinsamen Versicherung ihrer Heteronormativität, also der Ausgrenzung homosexueller Männer, die angeblich die Kriterien „richtiger" Maskulinität nicht erfüllen. Homophobie ist also innerhalb dieses Denkmodells konstitutiv für hegemoniale Männlichkeit.

Ein Homosexualitätsverdacht erreichte die neue Nationalmannschaft gleich zu Beginn. Wegen des Generations- und vor allem wegen des Stilwechsels traf der neue Trainer Klinsmann auf eine nicht unerhebliche Gegnerschaft. Diese machte sich bald mit mehr oder weniger deutlichen Anspielungen auf angeblich homosexuelle Persönlichkeitsmerkmale des Trainers bemerkbar. Als ehemaliger Spieler war der Teamchef mit der Gefährlichkeit solcher Unterstellungen vertraut und reagierte scharf. Er ließ den Talk-Master Harald Schmidt auf Unterlassung verklagen, weil dieser ihn eine „Schwabenschwuchtel" (Kurbjuweit 2006) genannt hatte. Auch in der darauf folgenden Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika unter dem neuen Bundestrainer Löw hörten die Unterstellungen nicht auf. Der Berater des verletzten Spielers Ballack, Michael Becker, nannte das noch weiter verjüngte und diversifizierte Team „Schwulencombo" (König 2010).

Dieses Klima ist dafür verantwortlich, dass kein deutscher Fußballspieler ein *Coming Out* während seiner aktiven Karriere gewagt hat.[8] Im Gegenteil, Nationalspieler gingen komplizierte Wege, um ihre Heterosexualität zu beweisen. Arne Friedrichs Freundin schrieb in der *BILD*-Zeitung in einem offenen Brief, dass dieser keine gleichgeschlechtlichen Neigungen haben könne, denn er liebe ja sie (Matiebel 2006). Möglicherweise hat Nationalverteidiger Philipp Lahm sein umstrittenes Buch *Der feine Unterschied. Wie man heute Spitzenfußballer wird* hauptsächlich geschrieben, um deutlich zu machen, dass er nicht schwul ist. Trotz liberaler Beteuerung, nicht homophob zu sein, widmet er fast ein gesamtes Kapitel dem Dementi „Ich bin nicht schwul" (Lahm 2011, 236 f).

Um diese Konfrontation von böswillig gestreutem Homosexualitätsverdacht und exzessiven Verteidigungsstrategien zu verstehen, ist es nützlich, noch einmal auf die ursprünglichen Erläuterungen zu Fußball als ernstem Spiel und als Arena der Männlichkeit zurückzukommen. Demnach ist eine *Modernisierung* von Männlichkeit denkbar und in manchen Bereichen der Gesellschaft geradezu notwendig. Männlichkeit *selbst* dagegen darf nicht herausgefordert werden. Aber gerade das bewerkstelligt der Verdacht gleichgeschlechtlicher Affinität. Homosexualität wird als Feminisierung begriffen. Ethnische Differenz dagegen fordert zwar Vorstellungen von Staatsbürgerschaft als Abstammungsgemeinschaft heraus, aber nicht die Männlichkeit.

Neben den oben erläuterten systemischen Gründen für Homophobie ist allerdings auch ein performativer Selbstwiderspruch zu berücksichtigen, der im Spiel

[8] Gerhard Dembowski berichtet, dass sich im März 2011 ein aktiver schwedischer und ein amerikanischer Fußballspieler geoutet hätten, Dembowski (2011).

oder vielmehr in den Ritualen, die das Spiel begleiten, liegt. Insofern könnte man pointiert formulieren: *Soccer is a contact sport. Soccer is a queer game in a straight jacket.*[9]

Die durchaus (homo)sexualisierte Ikonographie von Siegestaumeln wird jedoch selten als „queer" *wahrgenommen*. Mit der Aufweichung der Hypermaskulinität durch Metrosexualität und die zarten Jungentypen, die die letzte Nationalmannschaft dominierten, verloren allerdings die Berührungen und Umarmungen an Unschuld. Ein kurzer Blick auf die Jubelrituale entfaltet eine eigne Ikonographie sexualisierter Gesten, die der französische Ethnologe Louis Bromberger die „sexuelle Parade" nennt (Bromberger 2006). Damit ist ein reiches Protokoll an Umarmungen, Küssen und Zärtlichkeiten *à deux* oder als Gruppenritual gemeint.

Die Kopräsenz von queeren Verhaltensstilen und dem strikten Regime von „nicht fragen, nichts sagen" in Bezug auf Homosexualität erzählt von der epistemologischen Bedeutung von Heteronormativität für hegemoniale Männlichkeit.[10] Obwohl sich die Zivilgesellschaft in der Frage von Homosexualität flexibler als die Fußballkommunität zeigt, worauf die vergleichsweise unaufgeregte Akzeptanz von „Schwulenehe" und schwulen Politikern hinzuweisen scheint, hat das keinen Einfluss auf die „kulturelle Logik" des Kosmos Fußball. Diese braucht und benutzt zur Verunsicherung des Gegners eine Rhetorik der Erniedrigung (Schwenzer 2005, 61 f). Und eine solche bedient sich aus allen Ungleichheitsdiskursen, auch solchen, die in der Gesamtgesellschaft zwar kursieren, aber zu einem größeren Teil nicht mehr öffentlich akzeptiert sind. Da im Fußballuniversum jedoch Männlichkeit auf dem Spiel steht, wäre es um Einiges zu optimistisch, hier nur eine lokale und im Prinzip behebbare Rückständigkeit zu vermuten. Die doppelte Realität von zivilgesellschaftlicher „Toleranz" und fußballverbundener Diskriminierungspersistenz in Fragen von Sexismus und Homophobie könnte eher mit dem verglichen werden, was Elisabeth Beck-Gernsheim und Ulrich Beck als männliche „verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre" (Beck / Beck-Gernsheim 1990, 31) bezeichnet haben, wenn es um weibliche Emanzipationsanliegen geht.

Die hartnäckige Homophobie korrespondiert mit der vielfach diagnostizierten strukturellen Nicht-Wahrnehmung von Sexismus gegen Frauen im sozialen Feld Fußball. Die Dauer und Unangefochtenheit beider Diskriminierungsmuster ver-

[9] Fußball ist eine Kontakt-Sportart. Fußball ist ein schwules / queeres Spiel in einer Zwangsjacke – die Doppelbedeutung von straight als hetero und straight als festgebunden erschließt sich in der deutschen Sprache leider nicht.

[10] Kulturanthropologin Almut Sülzle wendet ein, dass das Konzept „hegemoniale Männlichkeit" nicht auf das Fußballpublikum zuträfe, da dieses eher Banker und Zahnärzte als die dort vertretene proletarisch / physische Männlichkeit beschreibe (Sülzle 2002, 39f). Wenn es aber wichtig ist, dass Fußball als „Reservat" (ebd. 38) für eine eher physische proletarische Männlichkeit steht, an den sich anderweitig marginalisierte Männlichkeit als Kraftquelle in der Ausnahmesituation Stadium andockt, denn erklärt das die vergleichsweise archaische Homophobie dieses Feldes. Eine nicht-hegemoniale Männlichkeit muss die Außengrenze zu Homosexualität stärker verteidigen als eine hegemoniale. Auf der anderen Seite führt die Dominanz einer physischen betonten Männlichkeit zu einer stärkeren Körperbetonung im Bodycheck und Jubelritual.

weist darauf, dass „männliche Herrschaft" trotz aller Emanzipationsrhetorik nicht nur im Fußballuniversum fest etabliert ist.

Eine Diversifizierung der Nation dagegen hat inzwischen eine gewisse Alltäglichkeit gewonnen. Deshalb verlieren rassistische Beschimpfung gegnerischer Spieler – im Gegensatz zu sexistischen und homophoben – an Legitimität im eigentlich akzeptierten Erniedrigungsspiel. Das zeigt die Anti-Rassismus-Kampagne des Deutschen Fußballverbandes und der Erstligavereinsführungen, die von oben nach unten agiert, in Kombination mit Anti-Rassismus Veranstaltungen in bestimmten „progressiven" Fan- und Ultra-Kulturen, die von unten nach oben agieren.

Der männliche Nationalmannschaftsfußball war und ist also in verschiedenen historischen Situationen jeweils unterschiedlich von Intersektionen zwischen den drei Feldern Gender, *Race* und Sexualität bestimmt. Der Männerbund Fußball ist dabei eine besondere, weil symbolisch aufgeladene Bühne zur Konstruktion von (nationaler) Männlichkeit. Unter dem Bourdieu'schen Modell der „männlichen Herrschaft" betrachtet ist er ein Forum für ernste Spiele, die ehrgleiche Männlichkeiten produzieren. Sexismus ist dabei keine unangenehme Begleiterscheinung, die mit Erziehung und Sozialtechniken zum Verschwinden gebracht werden kann, sondern ein intrinsischer Effekt einer Struktur, die Frauen das ernste Spiel verwehrt und sie strukturell zu Trophäen macht. Rassismus ist ebenfalls strukturell implementiert, da die Produktion von Ehrgleichheit auch die Produktion von Ehr*un*gleichheit einschließt. Wenn Maskulinität nur von den „richtigen" Männern durch die „richtigen" Prozeduren erworben werden kann, werden zunächst ehrungleiche, nicht-weiße, nichtabstammungsdeutsche Männer ausgegrenzt, jedenfalls solange in der Vorstellung der Nation die oben bereits erwähnte „ethnisierte Staatsbürgerschaft" dominiert. Wenn diese Idee erfolgreich herausgefordert wird, wie zur Weltmeisterschaft in Deutschland 2006, verändern sich die Parameter zur Frage von Rassismus und geben auch Raum für anti-rassistische Politik, wie der DFB sie mit dem Präsidenten Theo Zwanziger initiiert hat. Das gleiche gilt *nicht* für Sexismus. Fehlpassanfällige und / oder zweikampfscheue Spieler oder Mannschaften beleidigend zu feminisieren, ist weiterhin eine wenig problematisierte Alltagspraxis auf und neben dem Platz.

⋆

Die strikte Abgrenzung von Frauen und „Schwuchteln" im Fußballuniversum ist allerdings nur die eine Seite der Medaille. Wie oben gezeigt, sind die mannmännlichen Jubelrituale überaus physisch und damit keineswegs ohne erotische Konnotation. Hier könnte man argumentieren, dass es sich um einen *stark gerahmten performativen Selbstwiderspruch* handelt. Wie Paula-Irene Villa beobachtet hat, finden sich queere Elemente besonders gern in ausgesprochenen Refugien der Heteronormativität: „Spuren der Uneindeutigkeit finden sich selbst im Zentrum der vermeintlich eindeutigsten Praxen: Knutschende Männer auf dem Fußballrasen" (Villa 2007, 175). Diese inneren Widersprüche könnte man als ein

Gefüge (Assemblage) beschreiben, das nach Deleuze / Guattari ein kontingentes Ensemble von Praktiken und Gegenständen ist (Deleuze / Guattari 2002), zwischen denen unterschieden werden kann (d.h. sie sind *keine* Ansammlungen von Gleichartigem), welche aber entlang *bestimmter* Achsen, die im Untersuchungsfall die kulturelle Logik von Fußball bestimmen, ausgerichtet werden müssen.

Wie an der Intersektionalität von *Race* und Gender (Maskulinität) kann auch an den Intersektionen von Gender und (Homo / Hetero)-Sexualität gezeigt werden, dass das Phänomen Fußball mehrfach *überdeterminiert* ist. D.h. Zeichensysteme, die aus dem Feld Fußball als tradierter (abstammungsdeutscher) Männlichkeit kommen und in diesem Zusammenhang besonders anfällig für Minderheitendiskriminierung sind (Dembowski 2011), mischen sich mit Körperpraktiken, die heteronormative Maskulinitätsnormen überschreiten.

Eine ähnliche Ko-Präsenz widerstreitender Normgefüge ist im allgemeinen Wunsch zu erkennen, die Nationalmannschaft möge nach der schmerzhaften (mit nationaler Scham beladenen) „Rumpelfüßler"-Periode nun endlich einmal „schön" spielen. Als die Nationalmannschaft in der Weltmeisterschaft 2010 zeitweilig Zauberfußball spielte, geriet die Schönheit in Verdacht unmännlich zu sein und von einer „Schwulencombo" zelebriert zu werden.

Doch auch hier ist die erläuterte „starke Rahmung" intakt. Eine solche ermöglicht nämlich neben der umstrittenen Queerness von erotisiertem *male bonding* auch das Bedürfnis nach dem „schönen Spiel" auszuleben. Paradoxerweise bringt diese unmännliche Performance sogar einen nationalen Vorteil. Deutsche Mannschaften waren international als hässliche Bolz- und Konditionsfußball spielende und ungerechtfertigt gewinnende Panzertruppe verschrien. Die Nationalmannschaft von 2010 dagegen löste aufgrund ihrer eleganten und leichtfüßigen Ballbehandlung auch international Entzücken und Sympathie aus. Das damit einhergehende Risiko eines Männlichkeitsdefizits wurde durch die „starke Rahmung" des nationalen Erfolgs, der ja in den „ernsten Spielen" internationaler Turniere als Männlichkeitsbestätigung gilt, ausgeglichen.

Literatur

Baudrillard, Jean (2004): Der symbolische Tausch und der Tod. Tübingen.

Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): Das normale Chaos der Liebe. Frankfurt a.M.

Blaschke, Ronnie (2011): Angriff von Rechtsaußen. Wie Neonazis den Fußball missbrauchen. Göttingen.

Blaschke, Ronnie (2008): Im Schatten des Spiels. Rassismus und Randale im Fußball. Göttingen.

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene / Krais, Beate (Hrsg.): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M., 153–218.

Bromberger, Christian (2006): Ein ethnologischer Blick auf Sport, Fußball und männliche Identität. In: Kreisky, Eva / Spitaler, Georg (Hrsg.): Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Gesellschaft. Frankfurt a.M., 41–53.

Connell, Raewyn (1999): Der gemachte Mann. Opladen.

Degele, Nina / Janz, Caroline (2011): Hetero, weiß und männlich? Fußball ist viel mehr. Studie der Friedrich Ebert Stiftung. Berlin.

Deleuze, Gilles / Guattri, Felix (2002): Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie (1980). Berlin.

Dembowski, Gerd (2011): „Ich hab ja nichts gegen Schwule, aber ... ". Stichworte zur Modernisierung von hegemonialen Männlichkeiten im deutschen Fußball. In: Faninitiative Innsbruck (Hrsg.): Fußball ohne Vorurteile. Begleitband zur Ausstellung Tatort Stadion. Innsbruck, ohne Seitenangabe.

Dembowski, Gerd / Bott, Dieter (2006): Stichworte zu Fußball, Männlichkeit, deutschem Nationalismus und Herrschaft. In: Kreisky, Eva / Spitaler, Georg (Hrsg.): Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Gesellschaft. Frankfurt a.M., 218–234.

Dembowski, Gerd / Scheidle, Gerd (Hrsg.) (2002): Tatort Stadion. Rassismus, Antisemitismus und Sexismus im Stadion. Köln.

Dhiawan, Nikita / Varela, Maria do Mar Castro (Hrsg.) (2011): Hegemony and Heteronormativity. Revisiting the Political in Queer Politics. London.

Friedan, Betty (1963): The Feminine Mystique. New York.

Gebhardt, Richard (2011): „Kampf um das Stadion" – neoliberaler Fußball und die extreme Rechte. In: Das Argument 204, 680–693.

Hagel, Antje / Wetzel, Steffie (2005): Sexismus im Stadion. Das Stadion – Raum für Frauen? In: Dembowski, Gerd / Scheidle, Jürgen (Hrsg.): Tatort Stadion. Rassismus, Antisemitismus und Sexismus im Stadion. Köln, 147–156.

Halberstam, Judith (1998): Female Masculinity. Durham.

Joel, Holger / Schütt, Ernst Christian (2004): Die Chronik des deutschen Fußballs. Die Spiele der Nationalmannschaft von 1908 bis heute. München.

Kang, Jerry / Banaji, Mahzarin R. (2006). Fair Measures. A Behavioral Realist Revision of „Affirmative Action". In: California Law Review 94, Nr. 4, 1063–1118.

Kerner, Ina (2009): Jenseits organischer Schwesternschaft. Zu Feminismus, postkolonialen Theorien und Critical Whiteness Studies. In: Dietze, Gabriele / Brunner, Claudia / Wenzel, Edith (Hrsg.): Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht. Bielefeld, 251–271.

Klein, Gabriele / Meuser, Michael (Hrsg.) (2008): Ernste Spiele. Zur Politischen Soziologie des Fußballs. Bielefeld.

Kreisky, Eva / Spitaler, Georg, Hrsg. (2006): Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Gesellschaft. Frankfurt a.M.

Lahm, Philipp (2011): Der feine Unterschied. Wie man heute Spitzenfußballer wird. München.

Leibfried, Dirk / Erb, Andreas (2011): Das Schweigen der Männer. Göttingen.

Lévi-Strauss, Claude (1995): Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Frankfurt a.M.

Meuser, Michael (2008): It's a Man's World. Ernste Spiele männlicher Vergemeinschaftung. In: Klein, Gabriele / Meuser, Michael (Hrsg.): Ernste Spiele. Zur Politischen Soziologie des Fußballs. Bielefeld, 123–135.

Miller, Toby / Geoffrey, Lawrence u.a. (2001): Globalization and Sport. Playing the World. London.

Mikos, Lothar (2008): Karriere um jeden Preis. Sepp Herberger. In: Peiffer, Lorenz / Schulze-Marmeling, Dietrich (Hrsg.): Hakenkreuz und rundes Leder. Fußball im Nationalsozialismus. Göttingen, 331–340.

Müller, Marion (2009): Der Fußball als Paradoxon der Moderne. Zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball. Wiesbaden.

Pfeiffer, Lorenz / Schulze-Marmeling, Dietrich (Hrsg.) (2008): Hakenkreuz und rundes Leder. Fußball im Nationalsozialismus. Göttingen.

Rubin, Gayle (2006): Der Frauentausch. Zur politischen Ökonomie von Geschlecht (1975). In: Dietze, Gabriele / Hark, Sabine (Hrsg.): Gender Kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. Königstein, Taunus, 123–52.

Schwenzer, Viktoria (2005): Samstags im Reservat. Anmerkungen zum Verhältnis von Rassismus, Sexismus und Homophobie im Fußballstadion. In: Hagel, Antje / Selmer, Nicole / Sülzle, Almut (Hrsg.): gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht. Frankfurt a.M., 57–68.

Sülzle, Almut (2011): Fußball, Frauen, Männlichkeiten. Eine ethnographische Studie im Fanblock. Frankfurt a.M.

Sülzle, Almut (2002): Fußball als Schutzraum für Männlichkeit? Ethnographische Anmerkungen zum Spielraum für Geschlechter im Stadion. In: Hagel, Antje / Selmer, Nicole / Sülzle, Almut (Hrsg.): gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht. Frankfurt a.M., 37–52.

Villa, Irene-Paula (2007): Kritik der Identität, Kritik der Normalisierung. Positionen von Queer Theory. In: Hieber, Lutz / Villa, Paula Irene (Hrsg.): Images von Gewicht. Soziale Bewegungen, Queer Theory und Kunst in den USA. Bielefeld, 165–190.

Walther-Ahrens, Tanja (2011): Seitenwechsel. Coming Out im Fußball. Gütersloh.

Warner, Marina (1985): Monuments and Maidens. The Allegory of the Female Form. London / New York.

Wenk, Silke (1996): Versteinerte Weiblichkeit. Allegorien in der Skulptur der Moderne. Köln.

Wöhler, Johanna (2011): „It's a Man's World". Inhaltsanalytische Genderstudie zu Rollenbildern und Leistungserwartungen in der medialen Darstellung zu Frauen und Männern im Fußballsport. Medien und Information. Hamburg, Hochschule für angewandte Wissenschaften. BA.

Internet-Quellen

Becker, Peter von (2010): Fussballer Jimmy Hartwig: „Die Nähe von Triumph und eins auf die Schnauze". In: Zeit Online, 12.04.2010. http://www.zeit.de/sport/2010-04/hartwig-schauspieler-interview?page=3 (12.02.2012)

Griepenkerl, Kai (2011): „Das ganze Stadion schrie: Ausländer raus!". In: 11Freunde.de, 07.10.2011. http://www.11freunde.de/international/144560 (12.02.2012)

König, Michael (2010): Das böse Wort. In: Süddeutsche.de, 17.02.2010. http://www.sueddeutsche.de/sport/ballack-berater-michael-becker-das-boese-wort-schwulencombo-1.973727 (14.02.2012)

Kurbjuweit, Dirk (2006): Der verfluchte Reformer. In: Spiegel.de, 13.03.2006. http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46237001.html (14.02.2012)

Matiebel, Robert (2006): „Hier Schwarz auf Weiß: Arne ist nicht schwul". Bild.de zeigt den offenen Brief von Friedrichs Freundin Linn. In: Bild.de, 26.10.2006. http://www.bild.de/sport/fussball/arne-friedrich/offener-brief-von-freundin-linn-20668436.bild.html (12.02.2012)

„Merkel erklärt Multikulti für ‚gescheitert'". In: derStandart.at, 16.10.2010. http://derstandard.at/1287099299256/Deutschland-Merkel-erklaert-Multikulti-fuer-gescheitert?seite=7 (14.02.2012)

„Nur Herzblut? Kampf um deutsch-türkische Talente". In: rhein-zeitung.de, 05.10.2011. http://www.rhein-zeitung.de/sport/fussball_artikel,-Nur-Herzblut-Kampf-um-deutsch-tuerkische-Talente-_arid,316218.html (12.02.2012)

Vetten, Detlef (o.D.): Frauenfußball: Vermännlichung? Nein Danke! In: fr-online.de. http://www.fr-online.de/vermaennlichung--nein-danke-/8487620,8529112,view,asFitMl.html (25.02.2012)